



## **Der arme Heinrich**

**Hartmann <von Aue>**

**Berlin, 1815**

1) Aeußeres: Verfasser, Quelle, Zeit, Handschriften

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61946](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61946)

## I.

Neußerer: Verfasser, Quelle, Zeit,  
Handschriften.

Hartmann, ein Ritter aber Dienstmann (ministerialis) der Herrn von Aue lebte in Schwaben und Franken, <sup>1</sup> welche beiden Länder schon aus Nähe und zu

<sup>1</sup> Wernher Schenk, Wilhelm Schenk in der Aue und Reichhart von der Aue kommen in Rixners Turnierbuch f. CXXXI. a u. b und CXXX. 112, in dem im J. 1165 zu Zürich gehaltenen 100 Turnier vor. Im J. 1681 ward dieses alte Geschlecht in den Freiherrnstand erhoben. Eine Linie starb 1720 aus, deren Lehenstücke an den Schwiegersohn des letzten Freiherrn von Ow, den Grafen Ferdinand Anton von Attems im J. 1731 kamen.

Ma ders reichsritterschaftl. Magaz. XII. 574 — 660, wo sämtliche Lehenstücke verzeichnet sind.

Das Stammschloß Au oder Ow, nahe bei Horb, hat nachgehends Hans Liesch, Hornau genannt, und davon den Namen angenommen. Bürgermeister thesaur. jur. equ. I. 293.

Es gab Herrn von Ow zu Welldorf, Neuenhaus und Hurlingen. Bürgermeister l. c. 331 332. führt eine Menge von ihnen ehemals im Ranton Neckar Schwarzwald besessener Güter an.

mal seit den Hohenstaufen in genauer Verbindung standen. Welche Herrschaft Aue in Schwaben damit gemeint sey, läßt sich schwerlich bestimmen, denn es gab nicht bloß da, sondern auch anderwärts mehrere Striche dieses Namens. In Thüringen, unweit des Harzes, liegt die goldne Aue,<sup>2</sup> aber in Schwaben besonders viele: Die Reichenau, (*augia dives*) Burgau, Ortenau, Weissenau, (*augia candida*) Rheinau. Lirer in s. schwäb. Chron. nennt auch eine bloße A u m und noch heutiges Tages liegt in Oberschwaben ein Ort dieses Namens am Bregenz.<sup>3</sup> Spangenberg im Adelsp.

Bucelin hat den Stammbaum unter den ältesten auf den Turnieren vorkommenden Familien, und Schannat, Ludewig, Gropp u. a. erwähnen deren häufig.

<sup>2</sup> Au, Aue, Duwe, lat. *augia* ist Wasser, Fluß und Insel, gerade was *y* und *ey*, die bald den Fluß, bald das umflossene Land aussagen. Auch ist die Verwandtschaft von *eau*, Wasser zu bemerken und daß Festus schon v. pagi anführt: *pagi dicti a fontibus, aquae lingua doricæ πᾶσαι*, nämlich im gemein griech. ist πῦρ, ein Brunnen. Im latein werden *paga ni* den montanis entgegengesetzt. Du nun von *pagus* das franz. *pays* (Land) kommt, so wird an diesen Beispielen die ursprüngliche Gemeinschaft der Wörter Wasser und Land (Erde) bewiesen, wie denn auch γᾶ oder αἶα (Erde) genau unser Au und Gau sind.

<sup>3</sup> Daß der häufige Gebrauch des Ausdrucks in Schwaben recht eigentümlich war, beweist eine Stelle Fischart's im *Gargantua* 174a »fügten sich auf

II. 329b. 331a unterscheidet die *Uwer* von den *Uwern* zu Herrkirch. Hartmann, nachdem er seinen geliebten Herrn verloren, dessen Verlust er gar beklagt, <sup>4</sup> nahm das Kreuz und ging nach dem heil. Land, wahrcheinlich um das Jahr 1228. zur Zeit des Zugs Friedrich II. Nimmt man dies an und daß er seinen geliebten Herrn preisen und erheben wollen, indem er die vorgefundene alte Sage auf dessen eigenen Stammschob, so muß das Gedicht vom armen Heinrich vor 1228 gedichtet worden seyn, was auch sonst alles für sich hat. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gedenken Hartmanns als eines gleichlebenden berühmten Sängers; sein leider verlornes und berühmtestes Werk *Crek und Enite* muß früher als Eschenbachs *Parcival* gedichtet worden seyn, worin mehrere Auspielungen darauf vorkommen. <sup>5</sup> Der *Zwein* hat sich in mehreren Abschriften erhalten und ist gedruckt; den Gregor vom Steine, eine reiche, lebendige Fabel will Görres aus der vatikanischen nächstens herausgeben. Auf eine sonderbare Weise findet sich der Eingang unseres Gedichts vom armen Heinrich mit

das grün bruch, oder auf die schweizer mat,  
die reinisch wiesen und die schwäbisch au.  
cf. Althamer commentaria German. 144.

<sup>4</sup> Minnelieder I. 179a.

mich hat besveret mines herren tot

180b. sit mich der tot beroubet hat des herren min

183b. lebte min her, Salatin und al sin her  
die enbrehten mich von Franken nimer einen füs.

<sup>5</sup> Eine scherzende B. 4264 — 77.

der nämlichen Wendung und fast denselben Worten zu Anfang des Iwein wiederholt, welches vielleicht einem späteren Dichter, vielleicht dem Verfasser selbst zuzuschreiben ist, und sich in allen bisher bekannten Abschriften beider Werke findet.

Sowohl Erec als Iwein sind romanischen Vordichtern nachgearbeitet, Gregorius vermuthlich der lateinischen Legende, indem altfranzösische Dichtungen nicht davon bekannt sind, wohl aber eine altenglische Scotts Tristrem 3. ed. p. CVIII. CLX. Dem armen Heinrich liegt auf keinen Fall ausheimische Quelle zu Grunde, und die ganze Sage ist sonst nirgends nachzuweisen. Hartmann bezieht sich gleich zu Anfang B. 6. 16. auf eine Rede, die er geschrieben vorgefunden, welches eine von irgend einem Klostermönch lateinisch niedergesetzte schwäbische Landsage seyn kann; denn der ganze Anstrich der Geschichte ist deutsch und einfach und keine fremde Zuthat zu spüren. Der treuherzige Empfang, den die Schwaben dem geliebten, heil zurückkehrenden Herrn gethan, wird 1421 — 29. lebhaft geschildert. Möglich, daß sich aus schwäbischen Zeitbüchern der Sache noch einmal auf die Spur kommen läßt. Gleichzeitig mit dem Dichter, oder kurz vor ihn fiel die erzählte Begebenheit gewiß nicht, denn sie liegt ihm schon völlig in sagenmäßiger Ferne und es würden sonst viele nähere Bestimmungen, der Namen der Eltern und Jungfrau, die Umstände der Reise aus Schwaben nach Frankreich und Italien, nicht gefehlt haben. Auch braucht es kaum erinnert

zu werden, daß selbst jene Thatsache, sie mag in das 12. oder 11. Jahrhundert fallen, nicht gerade wie das Gedicht erzählt, vorgegangen sey, sondern nur den Stamm abgegeben habe, aus dem das epische Laub hervorgewachsen. Demungeachtet treten alle mythischen Triebfedern sehr zurück, welches der Geschlossenheit und Einfachheit des Ganzen wohl thut, wie denn überhaupt jeder einräumen wird, daß die Erzählung durchweg so gründlich gehalten und geführt, und jedes Einzelne so musterhaft gefügt ist, wie sonst nirgends bei einem Meister der Zeit. Dadurch wird unsere Dichtung von der einseitigen Weise derselben, welche das frische Leben der Sage durch an sich noch so geschmückte Stellen und Gedanken unterbricht, erhoben und sie stellt die tugendhafte Handlung, die sie erzählt, zu einer so vollkommenen ungestörten Entwicklung anschaulich dar, daß ihr gar nichts fehlt, abgeht, noch überfließt und sie ein eben gestrichenes Maas von Rede und Sache zeigt. Diesen innern Spiegelgleichen Wachsthum des Lebens und vollen Schritt der Begebenheit zu treffen, ist außer der Volkspoesie, die darin lebt und webt, nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben; mit ihren reinen Händen können sie (wie nach einer indischen Sage unschuldige Seelen) das Wasser zu Kugeln ballen, welches andere um es zu tragen in irdische Gefäße schütten müssen. Bei diesem Vortheil muß auch der günstige Umstand erwägt werden, daß unser Dichter einer deutschen, bescheidenen einfachen Sage folgte, während

er sonst und fast alle seine Mitmeister fremde, zwar reichere und buntere Stoffe angenommen hatten, in denen längst der erste Guß zerbrochen war.

In dieser Betrachtung ertheilen wir diesem kleineren Werk unseres Dichters das größte Lob, das nur irgend ein Gedichte aus seiner Zeit zukommen kann und wüßten dies nicht besser auszudrücken, als in dem wir auf es die Worte anwenden, welche Gottfried von Straßburg dem Hartmann von Aue insgemein ertheilt: *beides außen und innen durchfärbt und durchziert er das Werk mit Worten und Sinnen, und weiß der Geschichte rechte und wahre Meinung in einander zu fügen; rein und lauter sind seine Crisallwörtelein und werden es immer bleiben. Seine Sprüche sind klar gewaschen, eben und schlicht geht seine Rede, sie tritt sinnig zu dem Leser und schmiegt sich ihm so nahe an, daß sie jedem Herzen gefallen und lieb seyn muß.* <sup>1109</sup>

Die eigene und besondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch seinen Zwein bricht unverkennbar eine gewisse Milde und Geschlossenheit durch, die wir weder im Tristan noch weniger im Parcifal wahrnehmen. Im Tristan fließt die Rede sanft wie im Zwein, aber noch lieblicher, anmuthiger, manchmal bis ins spielende; der Parcifal ist herber und schwerer, als beide, aber kühner und prächtiger. In allen dreien Werken treten uns die Ei-

---

<sup>6</sup> *vieren, quadriren, ein Maurerausdruck.*

genthümlichkeiten der drei größten altdeutschen Dichter ihrer Zeit auf das deutlichste vor Augen, Gottfrieds, Hartmanns und Wolframs. Das Gedicht vom armen Heinrich ist zu klein, um sich diesen zur Seite zu stellen, steht aber an innerer Bediegenheit zu aller oberst.

Der bisherige Abdruck war lediglich aus der Straßburger Handschrift besorgt, und genauer, als andere Werke der Müllerschen Sammlung; dennoch nicht fehlerfrei. Wir haben das Ms., welches in den letzten stürmischen Zeiten abhanden gekommen war, aber von der Stadt Straßburg jetzt wieder aufgekauft worden ist, an Ort und Stelle sorgfältigst verglichen.<sup>7</sup> Von der vatican. H. S.<sup>8</sup> hat uns Glöckle Abschrift verfertigt. In der Vergleichung zeigte sich alsbald eine solche Verschiedenheit beider Handschriften, als wohl bei nie still stehenden Volksliedern, kaum aber an den Werken unserer Meistersänger des dreizehnten Jahrhunderts vorkommen kann, also schien eine fremde Hand nachgearbeitet und das Gedicht übertüncht zu haben und es wäre, beide Handschriften zusammenzuwerfen und aus ihrer Mitte herauszulesen, das allerunrathsamste Verfahren gewesen.

Man darf in ähnlichen Fällen schon von selbst der älteren, dem Meister näher liegenden Handschrift je-

<sup>7</sup> Sie wird schlechthin durch Ms. in den Anmerkungen zum Text bezeichnet.

<sup>8</sup> Nr. 391. fol. 249.

desmal den Werth vor der späteren zusprechen, welche  
 eine sich klüger dünkende Ausbesserung späterer Dich-  
 ter, oder wenigstens kleine Abänderungen enthält, die  
 sich die Schreiber gestatten. Diesmal ist die strass-  
 burger H. E. ohne Zweifel um einige Jahrzehnde  
 älter und in ihr erscheint Hartmanns Arbeit reiner  
 und treuursprünglicher, während die ehemals heidel-  
 berger, jetzt römische durch eine merkbare Unflüchtig-  
 keit ihres Textes allein schon, noch mehr durch häu-  
 fige Spuren von Einschiebungen eine Ueberdichtung  
 verräth. Jene hat daher um so nothwendiger unsern  
 Text gebildet, diese mit ihren hauptsächlichsten Ab-  
 weichungen ist in die Anmerkungen unten gewiesen  
 worden. Als ein merkwürdiges Beispiel, wie die  
 Nachdichter sich an dem Eigenthum großer und be-  
 rühmter Vorgänger Freiheiten erlauben, verdiente  
 sie immer diesen Raum; auch ist sie, von einigen  
 Mißverständnissen der ursprünglichen Meinung abge-  
 sehen, weder unfein noch schlecht zu nennen, deshal-  
 ben wahrscheinlich noch im Laufe des dreizehnten Jahr-  
 hunderts selbst vorgenommen worden. Die eingeschob-  
 denen Zeilen könnten manchmal, wo sie an sich zart  
 und schön gedacht sind, für wirklich ausgefallene ge-  
 halten werden, oder doch für wohlgefällig ergänzte  
 gelten, bei einer genauern Betrachtung spürt man  
 aber wieder eine gewisse Unschicklichkeit zu dem Gan-  
 zen, wie es mit den Zusätzen eines andern zu einem  
 in seiner Art vollkommenen Gedicht immer der Fall  
 seyn wird. Es sind gleichsam ein Paar Tropfen be-

reiteteter Wohlgerüche, etingegossen in den, aus dem reinen klaren Felsenbrunnen geschöpften Becher. Während auf der einen Seite beträchtliche Stücke etingefügt, sind im Gegentheil andere ausgelassen, so daß die Vatic. nicht einmal so viel und nur 1512 Verse hat; ferner sind andere bloß versetzt, so doch, daß auch hierin die Absicht des späteren Dichters auf weitere Verzierung des Werks zu liegen scheint. Am merkwürdigsten ist ohne Zweifel der in der Sache abweichende Schluß indem Heinrich und die Jungfrau, wie es scheint, erst nach einer glücklichen Ehe, zuletzt noch in ein Kloster gehen. Eigenmächtig hat der Uebersetzer dies nicht verändert, vielmehr blickt hier eine geistliche Wendung der Sage durch; daß diese vorhanden war, läßt sich theils aus der verwandten Legende von den beiden Freunden schließen, theils auch liegt sie in der Sage selbst, indem Gott in einem unerwarteten Wunder sich offenbart und es wäre noch die Frage, ob diese Richtung nicht die ursprünglichere war. Nach ihr ist es durchaus begründet, daß der, an welchem die Schranke des Irdischen durchbrochen worden, dieser Welt abgestorben ist, nun nicht in ihre Lust und ihren Schmerz zurückkehren kann, sondern, wo er nicht alsbald selig hinstirbt, ein einsames, Gott geweihtes Leben führt. So begiebt sich Iphigenie, so bald sie vom Opfertod gerettet wird, in den Priesterstand; Peter und Magelone gehen ins Kloster, wie Drendel und Frau Breide nach ausgestandenen Prüfungen, die sie gereinigt haben. Ja, in der Sage

von Amilion und Amelion wenden sich sogar die Eltern, nachdem ihre wirklich getödteten Kinder durch ein Wunder Gottes wieder lebendig geworden, zu einem keuschen, enthaltsamen Klosterleben. Ungeschickt hat freilich der Uebersarbeiter den Schluß des Märchens, das allzeit mit voller irdischer Freude endigt, und der Legende, die sich davon abwendet, verbunden.

Eine dritte neuerlich zu Colocza in Ungarn aufgefundenen Handschrift<sup>9</sup> noch benutzen zu können, haben wir vergeblich gewartet. Die schwerlich der straßburger Hs. gegenüber bedeutende Abweichungen derselben werden wir anderswo nachtragen.

Wir haben bei der Sorge für die reine Erhaltung der Urschrift nach der straßburger Handschrift auch die Schreibung nicht verändern wollen, worüber folgendes im Allgemeinen vorangehen muß. Leicht giebt man zu, daß sich die Mannigfaltigkeit der Mundarten zu einander verhalte, wie in einem weitem Kreise der Sprachen selbst. Hier sind so zu sagen Verästelungen und Verästungen wie dort Verzweigungen,

<sup>9</sup> Schlegels Museum IV. 415. Nr. 125. Alle dreimal steht das Gedicht in einer Sammlung solcher Kleinern. — Der gelehrte Ungar Kovachich, auf Reisen begriffen, hat zu spät geantwortet, daß er nach erfolgter Rückkehr aufs Freundlichste helfen wolle, jetzt aber kein anderer das Geschäft übernehmen könne, indem selbst eine Versendung der Hs. nach Pest oder Wien unübersteigliche Schwierigkeit habe, weil das Domkapitel im Besiz derselben sey.

beide in höchstähnlichen Gesetzen sich ausdehnend und auslaufend. Gleiches Gemeinschaftliches und Verwandtes zeigt jede Stufe, so wie daneben gleich sicher und unverboten das Eigenthümliche. So entsteht neben der Mundart der Landschaft die der Städte und Dörfer, dann die eines elterlichen Hauses und geschwisterlichen Umgangs, zuletzt schafft die selbsteigene Gewohnheit und Bildung einen besondern stets regsamem Kreis des Ausdrucks in der Rede. Hierin wie in allem spüren wir das doppelte Element, worin wir walten, das eine, was uns bindet, das andere, was uns löst.

Wir gestehen auch jedem Schriftsteller seinen besondern Styl und eine bloß ihm eigene Art zu reden oder zu dichten zu, ohne daß wir dieser Verschiedenheiten wegen fürchten, ihn aus dem deutschen Ton fallen zu sehen. Allein wir scheinen nach und nach in freier Zulassung der Mundarten für gedruckte Bücher, noch mehr aber der mundartig ebenfalls vielfältig seyn müßenden Schreibung der Wörter zu streng geworden zu seyn, und man darf wohl, wenn die Wahl zwischen vielen aus dem Innern hervorquellenden sogenannten Schreibfehlern und den beschränkten Regeln der Schreibmeister gelten sollte, unbedingt jene für unsträflicher und dem Sprachgeist ungefährlicher erklären. Die Regel unserer Grammatiker ist entweder aus der langen Gewohnheit gezogen, (und dann meistens gut) oder willkürlich gefunden; (und dann meistens schlecht) die wahre, rechte könnte erst

aus einer reiflichen, historischen Ergründung unserer Sprache hervorspringen und würde sicher vielseitig und lebendig lauten. Heißen Grammatik und Wörterbuch, Abfetzung und Festschmiedung einer Sprache, so sollte es lieber keine geben. Allein man soll sie nicht in die Sprache hinein machen, sondern, wie ein Studium aus dieser ziehen; jedes Studium steht nämlich unter seinem Gegenstand. So ist auch die Geschichte da, um aus ihr zu schöpfen, nicht um in sie unsere Meinung zu gießen. Die Neuerer in diesem Fache gehen aber geradezu auf ein Vertreiben oder Verdrängen alter Bildungen, Wörter und Buchstaben, gewöhnlich aus dem in dieser Anwendung fast albernen Satz der Kürze oder Sparsamkeit, da doch im Gegentheil vielmehr Natur und Geist unserer Sprache in einer poetischen Weitläufigkeit, Verdoppelung und Bedachtsamkeit wohl gegründet bleibt. Kein Mittel, noch kein Zeichen ist ihr unrecht, sondern jedes zur Stelle werth und behilflich.

Wer Lust hat, dies alles anzufechten, sollte es müssen für die Denkmäler unserer alten Poesie gelten lassen, worin das Zeichen noch in viel stärkerer Wirkung zur Sache stehet, wenigstens zugestehen, daß es jener Werth schmälern hieße, wenn man bei der Herausgabe alter Urschriften durch trügerische Ausmittelung einer weder örtlich noch zeitlich stattgehabten festen Rede und Schreibung das individuelle Recht jeder alten Quelle verletzen wollte. Es wäre dies Verfahren nichts mehr und nichts weniger als eine Nach-

ahmung französischer Einförmigkeitsucht, oder verkehrte Uebertragung der für alte Klassiker angewendeten Grundsätze. Unserer Kenntniß der lateinischen Sprache, und vielleicht ihr selbst, geht gerade ein gewisses Leben der Mundarten ab. Gegen die Griechen hat man sich durch Ausscheidung und Mengung der Lesarten nach den verschiedenen Texten oder Muthmaßungen bereits mehrmals versündigt.

Aus der Eigenthümlichkeit unseres altdeutschen Gedichts können folgende Beispiele zur Erläuterung dienen und zugleich unsere beobachtete Gewissenhaftigkeit rechtfertigen.

### 1. V o f a l e.

a) Doppellauter. In diesen ist die Zeit des 12 — 15. Jahrhunderts viel reicher als die frühere so wie spätere, <sup>10</sup> während unsere heutigen Mundarten noch zu vielen aufgegebenen Mittelzeichen schreiten müßten, wenn sie sich recht genau angeben wollten. Bis zum elften Jahrhundert findet man in altdeutscher Handschrift höchstens ein *æ* oder auch *e*, keinen andern Diphthong geschrieben. Das in der zweiten Periode sehr übliche *ii*, oder *ö* war damals ein *io*, *iu*, *iv*, im zehnten Jahrhundert vielleicht auch *i*,

<sup>10</sup> In Drucken findet man sie bis ins 16. Jahrhundert. Doch sind sie häufiger im 15. z. B. die 7 weisen Meister (Joh. Prys) Straßburg 1480, welche die meisten haben, weniger Barlaam und Josaphat (Günther Zeiner) 1470, und Titurell, 1477.

welche sich sämmtlich in der dritten in ie wiederum, nicht aber allgemein, auflösten. Es ist hier nicht Platz, die Geschichte des deutschen Doppellauters überhaupt zu versuchen. Aber auch in der mittleren Periode herrschte nirgends eine feste Regel und Konsequenz. In guten Handschriften aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden sich z. B. io, und niemals ii daneben, wohl aber ö; eine andere aus gleicher Zeit hat dagegen auch ö; die dritte ov und ö nebeneinander, so wie sie ä oder e, ii oder u willkürlich in denselben Wörtern braucht. Hieran hat der Schreiber freilich seine Willkühr gehabt, allein das schwere ist, wenn wir Konsequenz hineinbringen wollen, daß wir nicht wissen, für welches wir uns entscheiden müssen, für das e, é oder æ, so wie z. B. das ö (statt ov) noch keinen Schluß auf das ö statt io rechtfertigt. Und was schadete die Beibehaltung dieser Ungleichheit, oder was nützte die Durchführung des einen ausgewählten Falls?

In unserer Straßburger Handschrift, die vermuthlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschrieben wurde, finden sich zwar é, ö, ö, v, ü, ii, ii, schon sämmtlich unaufgelöst, aber nicht regelfest gebraucht. Der Müllersche Abdruck hatte inzwischen die meisten, hier wiederhergestellten é durch ein bloßes e gegeben, einigemal jedoch durch è, anderemal durch ê zu ersetzen gesucht, in welchen allen Fällen die Handschrift nur ein Zeichen hat. Die 891. 92 und mehrmals vorkommenden Reime dohte und möhte sind stets so,

feinmal mohte oder döhte geschrieben, weil ohne Zweifel das letztere o (taügte) dunkler als ersteres (möchte) lautete. v und u (und die einfachen u, v) betreffend, so setzt jenes die Handschrift meist an, und ausgangs der Wörter (vonnach, vch, so) dieses mehr inmitten, (sunnen, wüir) offenbar, weil jenes v nicht ganz so das reine u, <sup>11</sup> sondern schon dem Consonantianflug ausgesetzt ist, und etwa wie j vom i sich unterscheidet; allein auch hier wird nichts durchgeführt, weder in Text noch Abdruck. Andere, um ein zwanzig Jahr ältere Handschriften setzen das v viel häufiger und auch in die Mitte der Wörter.

Die unfrige <sup>12</sup> zeigt sonderliche Neigung zu dem v in den Fällen unseres i (ie). So: wüir statt wir

<sup>11</sup> An dem u entwickeln sich v, vu, uv, w und vermittelst des Digamma f und gu; denn das röm. F hat mit dem äol. doppelten T eben so Aehnlichkeit, wie das griech. γ mit dem gothischen v. In unserm abc folgen daher f und g, u, v und w bedeutsam aufeinander, im griech. v und φ.

<sup>12</sup> d. h. nicht bloß im a. H., sondern auch den andern Stücken desselben Buchs. Fragt es sich: ob wir durch Bewahrung dieser Schreibart Hartmanns eigene, oder seiner Sprache gemäße, zu erlangen glauben, so ist die Antwort freilich verneinend. Allein woher wäre über jene Gewißheit zu haben? In vielen Fällen selbst nicht aus den Reimen zc. Am sichersten oder vortheiligsten bleibt stets, sich an den ältesten und sorgfältigsten Codex zu halten, dem Dichter und dem Schreiber zu Gefallen. Vermuthlich haben auch mehrere alte Dichter immer sich der Schreiber bedient.

(isl. *vér*, vier), sonst eine seltene Schreibung, aber auf ein altes *wior*, *wiur* nochweisend, (analog *wü*, wie, *Otfried wio*, ie, *Otfried io*) zumal da zu *ir* (isl. *ér*, ier), das platte *iu*, *hou* gehört. Merkwürdig findet sich stets *die*, niemals *dü* (*d i u*), dagegen meistentheils *sü* (*s i u*) sowohl *ea*, als *eam*, und *ii*, *eos*. Umgekehrt steht gerade in der gedruckten kritischen Ausgabe der Nibel. *dü*, neben *die*, niemals *sü*, sondern stets *si*. Zwischen dieser Unregelmäßigkeit blickt dennoch der Grundsatz durch, daß *sü*, *dü* als härtere Form mehr dem Nom., aber *die*, *si* als weichere mehr dem Acc. u. zusage.

Im alten Titirel 77.

*d i v* (nom.) *zoch v; sinem herzen die* (acc.) *fröde*  
*als u; den blömen die* (acc.) *sözze d i v* (nom.) *pie.*

Manesse I. 87<sup>b</sup> (Hartmann selbst):

*do erkurn s i u* (ii) *si* (eam.)

Ebenda I. 182<sup>a</sup> *dü* (nom.) *die* (acc.) *langen naht*

I. 183<sup>a</sup> *vinde ich die* (acc.) *d i u* (nom.)

II. 168<sup>b</sup> *minne die* (acc.) *d i u* (nom.)

so im armen Heinrich 509. 550. *sü si* (ii eam).  
Jetzt bei dünnergeschliffenen Lautern scheint dennoch in unserer Sprache derselbe Grund anzuschlagen, wenn wir im gemeinen Leben sagen: da nahmen sie se (*illi eam*) vergl. Nibel. 8490 *sie se* (*illi eos*). Bestätigt wird es durch die alten Diegungsformen, bei *Otfried s i u* (*ea*) *si a* (*eam*) und letzter Fall in der E. H. noch entschiedener, *th i u* (*ea*) und *th i a*, *th i e* (*eam*); das isl. *sü* (*ea*) a. s. *sio*, *seo* haben den

Acc. *tha* (*bie, be*). — Zwischen *zi* und *ze* (früher *zi*) liegt dasselbe Verhältniß von Schwere und Leichte. Fast in keinem ältesten und späteren Denkmal deutscher Sprache liegen solche Unterschiede als Regel vor, überall herrscht Freiheit, allein sie walten genug, um nicht übersehen zu werden.

b) In Rücksicht des Umlauts beobachtet die Hs. gleiches Schwanken. Wir finden *der an* (3. 8.) vgl. *Klage* 2130. *Tristan* 8193. 17080, aber *dar umbe* 18, *dar an* 534; *men st. man* 26. 301. 464 *ic.*, wogegen in Hartmanns Minneliedern *man*, hier 841. *nieman* steht. In der Ausgabe der Nibel. *niemen* (niemand) holländisch *men*; unser niederhessischer Dialekt redet: *mencher, menchmal*; — *erbeit st. arbeit* 1032. 1104. *erbeitet* 297 (gearbeitet) vgl. *Bencke Minnelieder* S. 56. *erebeit*, in hessischer Mundart *Erbet*, isl. *ervithi*. — *erhermde* 1368 und *geweltig* 1299 als Dehnungen des Vokals in *Gewalt* und *erbarmen*. — *entwürte* 557. *entwürten* 699. aber *antwürtet* 592. *Manesse* II. 215b *ich entwürt*. — *gebe f. gabe* 348, *hest* 499. neben *hast* 547 und *lastu* 549; *stande* 463 (stehnde).

## 2. Consonantumlaut.

Der Schreiber schwankt zwischen *f* und *z*; *f* und *c*; *n* und *m*. So lange wir *ch*, und mit Recht behalten, und seine Vermittlung verstehen wollen, dürfen wir das *c* nicht ausstoßen; das *f* steht vor Vokalen, nie:

mals das c, (wohl aber anderwärts das ch) vor den  
 Liquiden haben beide (wie in den besten Hs. jener  
 Zeit k und ch) gleiches Recht, 1345 und 1356 wird  
 clagt und klette (kleidete) unterschieden; das c oder ch  
 sind etwas linder, als das k. Auf gleichem Fuß ste-  
 hen z zu s, (d zu t); man findet kaum wa z (erat),  
 sondern stets wa s, dagegen wa z (quod). Einige  
 andere, besonders ältere Hs. unterscheiden manchmal  
 vernehmlich f und s; letzteres scheint etwas härter.  
 Früherhin haben alle stets f. Zu dem Verhältniß  
 zwischen n und m scheint unsere Handschrift eine  
 ähnliche Bemerkung zu erlauben; wenn man nämlich  
 leicht findet, daß die Weichen sich in den Mitten  
 halten, die Harten aber das Wort anheben und schlie-  
 ßen, wenn demnach neuf sich in neuve, op in obe,  
 sich in sige, ump in umbe, vnt in vnde, nit in nide  
 verweicht, so scheint hier gleichergestalt das sprö-  
 dere n in das mildere m zu fließen. Unsern Dativ  
 ihm druckt also der Text entweder durch in oder i me  
 aus, (v. 289 steht i m, ist das in in oder i me zu än-  
 dern? 776 dem ich, weil ein Vokal folgt) so den,  
 we n für dem, wem, aber de me, we me, so bald  
 sich das Wort dehnt, (vergl. 6. 83 zc.) zu ein 760  
 für zu ei me, so mine n für mine m (d. h. mineme,  
 minemo), aber mi me 847. und di me (dinemo),  
 ei me 164. 489. 494; vergl. Nibel. 507. fru n für  
 fromen. Darum steht hei n lich für hei me lich, Hei n z  
 rich für Hei me rich, heinwart für heimevart u. s. w.,  
 so verhält sich unser Schei n zum alten sc i m o, ohne

durch die entgegen stehenden Beispiele keim und finen widerlegt zu werden, denn in der Sprache wirken gar viele Triebe und der stärkere siegt. In den Dat. und Acc. unserer Deklinationen tauschen m und n von Alters her; der Acc. als halb rectus, halb obliquus ist zwar gelinder als der Nom., jedoch härter, als der Dat.; und wenn dem Dat. Pl. allmählig sein m entzogen ist, muß das nicht eine Abschleifung, sondern Verhärtung der Sprachform heißen. Im Tristan steht noch 16903. sit mine m ellif faren, 4621. von de m (thelm, denen). Daher steht in unserm Gedicht 676. wen für we m (quibus).

Das einfache t scheint fälschlich älter als tt in vielen Fällen, wo wir letzteres in unserm Text, nach dem Beispiel anderer guter Hs. gelassen haben. Nur im Reim vater zu hat er ist es geändert worden.

Das rr springt meistens aus einer Umsehung des er in re, rechos, rechant, tunreslag, für erchos, erchant, tunerlag, alrest für alerst, sinre, inre, für finer, inner, michelre für micheler, so auch irre, dirre, bitterre (diser, irer, bitterer,) besonders lauft gern bei vorangehendem r das davon durch bloßen Vokal getrennte dazu, z. B. Parcifal 6324. 6467, (mir rezeiget für mir er<sub>3</sub>).

3) Von einzelnen Wörtern heben wir die Partikel *ioch* aus, deren sich unser Dichter besonders häufig eingangs der Sätze bedient, und die in unsere heutige Sprache kaum überseßlich ist. Vgl. 207 *ioch* han ich, 638. *ioch* wiltu, 641. *ioch* gebot er, 688. *ioch* ist dirre,

746. ob ich ioch, 844. ioch horte, 933. ioch ist der tot jedoch ic., 1266. ioch enmag ich, 1270. ioch ist es, 1276. zwar ioch enmag ich. Und nicht weniger oft in Hartmanns Minneliedern I. 180b jo möhte ich, 180b jo ist si mir, 181a jo ist ze vil, 181b jo erwirbet er, jo lonet mancher. Dagegen die schlechtere, jüngere Hs. des Zwein ouch dafür setzet, vergl. daselbst 2505. 2534. 2726. 2772. 2917. 2920. 6953. 6968. 7173 x und hier wäre der Fall kritisch zu vermuthen, ob Hartmann statt ouch allzeit ioch gedichtet habe? Offenbar ist es ihm ein sehr geläufiges und beliebtes Ausfüllungswörtlein, das keine Bedeutung weiter hat, als eine sehr feine, wie z. B. das Oesterreich. halt, oder wie wir manche der obigen Beispiele durch unser vorgeseztes es ausdrücken, z. B. 933. es ist der Tod aber ic. Einmal setz Hartmann v. 263. ja für jo ch, welches in den Nibelungen stets dafür vorkommt, vergl. 1334. 2800. 3204. 6730. 8116. R. Rother 2006. ja wenit (es wähnt) 2261. 2352. Tristan 5925. 6104. 7749. 10910 (oh ist) 11463. Eschenbach scheint ouch zu setzen, vergl. Parcif. 1795. 1808. 1910. 3881. 3888.

Ihr Ursprung weist diese Partikel auch deutlich zwischen die Wörter und ja, und auch (och); bei Otfried steht joh, beim Wlffilas ia h meistens für die bloße Copula. Hier ioch von ouch unterschieden v. 688. 690. 820 ouch (aber auch) vergl. und ouch Nibel. 2765. 2768. 2792. 2851. 2899. Im 11. und 12. Jahrhundert gewann und, das gleichwohl schon früher galt, die Oberhand und im 13. steht ioch, ia

bloß expletiv zum Wohlklang. Es giebt auch Fälle, in denen wir heutzutage unser *und* auf ähnliche Weise, wiewohl seltener gebrauchen, weil die gebildete Sprache alle Anhängsel und Präfixe, die ihr unnöthig scheinen, mit Fleiß gering achtet. Vergl. indessen unser *nun*, *wohl*, *doch*. Allein die alte Sprache hatte dadurch eine gleitende Schneidigkeit, wie noch mehr die griechische und homerische. Auffallend ist, daß sich die andere altdeutsche, in der Mitte des Satzes eingeführte Expletivpartikel *ot*, *et*, oder *oh t*, die sich im *Parcival* und *Tristan* so häufig darbietet, in keinem Hartmännischen Gedicht zu finden scheint. — *i u* (747.) und *i u ch* (755.) von *i u ch* 828. 830. 832. findet sich zugleich; vergl. *jo ja* und *joh*, *jo ch*. So auch *dur*, 289. und *dur ch*, 142. 182. 652. 881., endlich: *n i h t* und *n ü t* 272. 574. 717. 750. 609. 576. 1080.

---